



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Zeitalter des Imperialismus 1884 - 1914

Friedjung, Heinrich

Berlin, 1919-

XXX. Die Italiener in Tripolis. Aehrenthals letzte Tage

[urn:nbn:de:hbz:466:1-77071](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-77071)

XXX

Die Italiener in Tripolis.
Nehrenthalts letzte Jahre

* XXX. Die Italiener in Tripolis. Lehrenthals letzte Jahre *

Das Zwischenspiel von Tripolis	57
Lehrenthals letzte Jahre	62

Das Zwischenspiel von Tripolis

Unversehens löste sich ein Stein von einer Seitenwand los und brachte die Lawine ins Rollen. Tripolis und Cyrene, der schmale Küstensaum mit sanderrfülltem Hinterlande, reizte trotz wirtschaftlicher Wertlosigkeit den Ehrgeiz der Italiener, und der Überfall auf diese Gebiete gab den Anstoß zur Umwälzung auf der Balkanhalbinsel.

Die Besetzung von Tripolis durch Italien wurde seit mehr als einem Jahrzehnt erwartet, da die Verabredung darüber schon 1900 mit Frankreich und England getroffen und im Jahre darauf im römischen Parlament der Welt bekanntgegeben worden war. Der Habicht kreiste seitdem um die Beute; ungewiß war nur, wann er zustoßen werde. Daß das römische Kabinett gerade im Herbst 1911 losßlug, hing mit der Lösung der Marokkofrage zusammen. Sobald es klar war, daß Deutschland und Frankreich vor der Einigung standen, war die Aufteilung Nordafrikas so gut wie beendet. Tripolis blieb das letzte noch nicht von Europäern besetzte Gebiet. Es war also Zeit, auch diesem Lande einen neuen Herrn zu geben. Möglich, daß nach der deutsch-französischen Verständigung eine neue Ordnung der Dinge begann. Wie, wenn sich ein leidlich nachbarliches Verhältnis zwischen den zwei Mächten anbahnte? Löste sich dann alles in Wohlgefallen auf, so konnte Italien aus seiner bisherigen Doppelstellung keinen Vorteil mehr ziehen. Deshalb 1911 der rasche Zugriff auf Tripolis.

Der Rat, den Augenblick zu nützen, ging von dem Minister des Außereren, San Giuliano, aus; er überzeugte den Ministerpräsidenten Giolitti, der nach seiner Art Vor- und Nachteile sorgsam abwog; beide brachten dann den König auf ihre Seite. Am 28. September überreichte der italienische Botschafter dem Großwesir ein Ultimatum, in dem zwischen der italienischen Okkupation von Tripolis und dem

Kriege die Wahl gestellt wurde; nur 24 Stunden Bedenkzeit waren gelassen. Der Stärkere darf sich ungestraft nicht bloß über das Recht hinwegsetzen, sondern auch die Logik auf den Kopf stellen: in dem Schriftstück war gesagt, die Hebung der Provinzen Tripolis und Cyrene auf eine höhere Stufe der Zivilisation sei ein Lebensinteresse Italiens; da die Türkei aber dieser Aufgabe nicht gewachsen sei, bleibe dem römischen Kabinett nichts anderes übrig, als die Besitzergreifung. Die Pforte willfahrte in ihrer Antwort den im Ultimatum erhobenen wirtschaftlichen Beschwerden, lehnte jedoch die italienische Okkupation ab. Sofort erschienen die Italiener vor der Stadt Tripolis, in welche sie am 5. Oktober ohne viel Anstrengung einzogen, nachdem die Besatzung sich auf die Anhöhen hinter den Hafen zurückgezogen hatte. Ebenso mühelos kamen sie in den Besitz der wichtigeren Küstenplätze Sobruk, Derna, Benghasi und Lebda.

Soweit ging alles nach Wunsch, dann aber erfolgte ein Rückschlag. Es gab etwa 6000 türkische Soldaten im Lande, diese fanden jedoch bei den kriegerischen Stämmen des Inneren Unterstützung. Als die Italiener die Hochebene oberhalb der Hauptstadt besetzten und sich in deren schmalen und langgestreckten Oase ausbreiteten, wurden sie am 23. Oktober plötzlich gestört, ihre Vorposten überfallen und zurückgedrängt. Wohl sammelten sich die weichenden Truppen wieder und strafte die Erhebung in der Oase durch Niedermetzelung von Schuldigen und Unschuldigen; der Oberbefehlshaber, General Caneva, hielt es aber für geraten, die bereits besetzten Punkte aufzugeben und sich vorerst mit der Festhaltung des schmalen Küstenstriches zu begnügen. Ähnliches ereignete sich in der Nähe des Hafens von Benghasi. Hier erschien aus eigenem Antriebe Enver Bey, der türkische Militärbevollmächtigte in Berlin, flößte den Arabern neuen Mut ein und drängte die Italiener fast bis zur Küste zurück. Die Wüstenföhne rechneten es ihm hoch an, daß er, der die Tochter des neuen Sultans zur Gattin erhalten hatte, alles im Stiche ließ, um sich an ihre Spitze zu stellen. So kam es, daß die Italiener an der Küste das Feld nur so weit behaupteten, als ihre Geschütze reichten. In aller Eile schifften sie neue,

starke Truppentörper aus, so daß bis Ende des Jahres fünf Divisionen, etwa 80 000 Mann, zur Stelle waren. Mit diesen Truppen wurde die Dase im Dezember wieder besetzt, hier aber ließ der Oberbefehlshaber Halt machen. Das Ministerium gab ihm in der Erwägung recht, daß die unglücklichen Feldzüge gegen Osterreich 1866 und gegen Abessinien 1896 zur Vorsicht mahnten. Caneva begnügte sich also damit, den Feind im Schach zu halten und verschob den Vormarsch auf das nächste Jahr. Indessen war die Regierung entschlossen, das Unternehmen zu Ende zu führen; um dies zu bekunden, sprach schon am 5. November ein Dekret des Königs die Annexion von Tripolis und Cyrene aus. Das Parlament gab seine Zustimmung zur Einverleibung des ganzen noch nicht eroberten Gebietes, welches den Namen Lybien erhielt.

Man hätte annehmen sollen, daß der von Italien begangene Einbruch in das internationale Recht in den Ländern, in denen die Annexion Bosniens 1908 die höchste Entrüstung hervorgerufen hatte, Widerspruch finden werde. Wie hatten sich besonders die Briten moralisch gegen Osterreich-Ungarn aufgeregt, obwohl dieses seiner von Europa anerkannten Herrschaft nur einen anderen Namen gab! England hatte jedoch einen verschiedenen sittlichen Maßstab für die Beurteilung Osterreich-Ungarns, das unerschütterlich zu Deutschland hielt, und Italiens, das vom Dreibunde weggelockt werden konnte. Den Italienern gegenüber verwandelte sich Fluch in Segen, zumal da sie sich die Gunst Englands durch ein fettes Beutestück erkaufen. Golf und Hafen von Sollum, an der Grenze von Agypten gelegen, gehörten zum türkischen Paschalik Tripolis, stachen aber den Briten seit langem in die Augen. Bei der Annexion von Lybien wurde Sollum ausgeschieden und, offenbar nach einer früheren Abmachung, zu Agypten geschlagen. Durch diese Handfalbe wurden die Gewissensbedenken Albions beschwichtigt.

Nun hätte dieser Handel auch denjenigen Osmanen die Augen öffnen sollen, welche die Anlehnung an England für zweckmäßiger hielten als die an Deutschland. Indessen erlitt das Ansehen des Deutschen Reiches in Stambul durch den Überfall auf Tripolis eine beträchtliche Minderung. Der eine Bundesgenosse Kaiser Wilhelms hatte die Pforte

in Bosnien, der andere in Tripolis geschädigt. Diese zwei Tatsachen zusammengenommen schienen zu beweisen, daß Deutschland dem Sultan keinen ausreichenden Schutz zu gewähren imstande war. Da man am Bosphorus dem Dreibunde grollte, mußte der deutschfreundliche Großwesir, Halki Pascha, Anfang Oktober dem zu England neigenden Said Pascha Platz machen. Zum Präsidenten des geheimen Rates wurde Kiamil Pascha ernannt, der Schleppträger Albions.

Nicht so gleichmütig wie England nahm Frankreich die Ausdehnung Italiens hin. Wohl war diesem Tripolis längst vertragsmäßig überlassen, als aber die Italiener sich des Landes bemächtigten, wurde dies mit Unbehagen aufgenommen. Das zeigte sich gelegentlich des Schmuggels von Waffen, die auf französischen Schiffen den Türken und Arabern zugeführt wurden. Zwei französische Dampfer wurden, da sie Banntware führten, von den italienischen Kriegsschiffen mit Beschlagnahme belegt. Darob Aufregung in Frankreich, wobei Poincaré, seit Anfang 1912 Ministerpräsident, die erste Probe seiner gewöhnlichen Ueber-eilung ablegte. Er sah in Italien bloß den Bundesgenossen Deutschlands und behandelte es darnach. In drohenden Worten verlangte die französische Regierung die Freigebung der zwei Dampfer, indem sie für sich die Untersuchung der Ladung in Anspruch nahm. Italien mochte sich nicht einem Kriege mit Frankreich aussetzen und gab widerwillig nach.

Nicht ohne Sorge blickte Italien auf Osterreich-Ungarn, dem es in der bosnischen Krise große Verlegenheiten bereitet hatte. Indessen beruhigte Lehrenthal das römische Kabinett und hielt, wie noch zu erzählen ist, die kriegslustigen Elemente durch seine Autorität nieder; ihm schien es vom österreichischen Standpunkte aus ein Vorteil, wenn der imperialistische Drang des italienischen Volkes sich im Süden des Mitteländischen Meeres auslebte¹⁾.

Er ließ den südlichen Nachbar also gewähren, wenn auch mit einer wichtigen Einschränkung. Die Italiener erhielten freie Hand zur Führung von Schlägen gegen die Türkei, aber nur dort, wo die politischen Inter-

¹⁾ A. F. Pribram, „Die politischen Geheimverträge Osterreich-Ungarns 1879—1914“, Wien 1920, S. 275ff.

essen Österreich-Ungarns nicht zu Schaden kamen. Deshalb bestand Aehrenthal auf Abberufung der italienischen Eskader von der albanischen Küste und verwahrte sich auch gegen einen Anschlag auf Saloniki. Das wurde von Italien auch zugestanden. Der Einspruch des Wiener Kabinetts stützte sich auf die Bestimmung des Dreibundvertrages von 1887, welche den zwei Genossen vorschrieb, sich bei Aktionen auf der Balkanhalbinsel ins Einvernehmen zu setzen.

Italien ersah sich zunächst andere schwache Punkte des weitgedehnten türkischen Reiches zum Angriffe. In Arabien, wo die Pforte fast unausgesetzt mit Aufständen zu tun hatte, wurde der Aufruhr genährt. Dann aber wurde gegen die Dardanellen ein Schlag versucht. Italienische Kriegsschiffe beschossen die Forts an der Einfahrt, doch ohne sonderlichen Erfolg. Bei diesem Anlasse tat sich Kapitän Millo rühmlich hervor. Er drang in der Nacht vom 18. auf den 19. Juli 1912 mit fünf Torpedoschiffen in die Dardanellen ein und kam bis zu deren engster Stelle vor Kilib Bahr; dann kehrte er, obwohl von den Küstenforts heftig beschossen, ohne Verluste ins offene Meer zurück. Die Pforte sperrte, um neuen plötzlichen Überfällen zu begegnen, die Meerengen auch für Handelsschiffe vollständig, was den russischen Handel stark schädigte. Die Sperre wurde von der Türkei erst aufgehoben, als die Großmächte bei der italienischen Regierung erwirkten, daß ihre Flotte von der Blockade der Dardanellen abstand.

Dies alles waren magere Kriegsergebnisse, bis den Italienern im Ägäischen Meere eine Unternehmung gelang. Am 28. April wurde die Insel Astrophalia besetzt, darauf anfangs Juni Rhodus vom General d'Ameglio mit überlegener Macht angegriffen. Am 4. Mai mußte die schwache türkische Besatzung die Waffen strecken und Italien gewann in Rhodus einen altberühmten, vielversprechenden Hafen. Endlich wurden noch neun kleine Inseln, zu den Sporaden gehörig, besetzt. Diesen sicherte Italien Selbstregierung zu, während es in Rhodus und Astrophalia seine Flagge hißte.

Bei alledem hätte die Türkei den Krieg noch lange fortsetzen können, da nur der Verlust von Rhodus schmerzlich empfunden wurde,

während die anderen italienischen Angriffe sie wenig anfochten. Gleichmütig nahm die Pforte den Verlauf der Dinge in Tripolis hin, wohin sie zwar keine Verstärkungen schicken konnte, wo aber die energische Führung Enver Beys jeden Fortschritt des Feindes hinderte. Die Scharen Envers wagten im Juni und im September 1912 sogar Überfälle auf die Küstenplätze Lebda (Homs) und Derna, ohne sie aber erobern zu können. Die Italiener hielten sich vorsichtig in der Nähe des Meeres, ins Innere nur einzelne Abteilungen bedächtig vorschiebend. Zuletzt wurde der Tadel gegen die zaghafte Kriegsführung Canevas so allgemein, daß er am 28. August 1912 den Oberbefehl niederlegte. Aber auch dann ging es nur langsam vorwärts. Indessen stand die Großmachtstellung Italiens auf dem Spiele, so daß es den unleidlichen Krieg trotz den großen Kosten fortführte, die er verursachte. Darin waren Regierung und Volk einer Meinung. Und schon nahte dem römischen Kabinett die langersehnte Hilfe. Die Balkanhalbinsel kam in Bewegung, die Türkei wurde von den christlichen Staaten bedroht, wobei das Geld Italiens und die Tätigkeit seiner Diplomatie mächtig mithalfen¹⁾. Der Aufstand der Albanesen im Sommer 1912 war zum guten Teil darauf zurückzuführen. Das war aber Nebensache im Vergleiche zur Bildung und Erhebung des Balkanbundes. Tripolis fiel dem römischen Kabinett darauf als reife Frucht in den Schoß.

*

Aehrenthals letzte Jahre

Zuvor aber ging noch eine ernste Sorge an Italien vorüber. Seine Verlegenheiten wurden in den militärischen Kreisen Österreich-Ungarns gern gesehen, und bedenkliche Verwicklungen wären eingetreten, wenn Kaiser Franz Josef sich in seiner Bundesstreue hätte erschüttern lassen. Dabei stand ihm Aehrenthal zur Seite, der bei diesem Anlasse wieder

¹⁾ G. Hanotaux, „La Guerre des Balkans et l'Europe 1912—1913“, S. 112.

eine Probe seiner Beharrlichkeit ablegte, die letzte vor seinem nahenden Ende.

Nach Durchführung der Annexion Bosniens war Lehrenthals Ruf unter den Staatsmännern seiner Zeit festbegründet. Das Bündnis mit Deutschland blieb der Eckstein seiner Politik, aber auch dem Genossen gegenüber ließ er es nicht an Bestimmtheit fehlen. Er wollte nicht den Schein aufkommen lassen, als ob Osterreich-Ungarn auf Hilfe und Gnade einer anderen Macht angewiesen wäre. Nun war es zwar verständlich, daß er davon ausging, für die Monarchie sei das Bündnis nicht nötiger als für Deutschland; er hätte diesen Satz jedoch nicht so oft unterstreichen sollen. Es wäre vornehmer gewesen, wegzuhören, so oft die Gegner des Bündnisses über die Abhängigkeit Wiens von Berlin anzügliche Bemerkungen machten.

Diese Eigenart Lehrenthals brachte es mit sich, daß er die Verabredungen Kaiser Wilhelms mit dem Zaren zu Potsdam 1910 mit Mißmut zur Kenntnis nahm, als ob deren Abkommen über die Balkanhalbinsel (Band II, S. 390) ohne Osterreich-Ungarn und über dessen Kopf hinweg eine Minderung des Ansehens der Monarchie bedeutet hätte. Deshalb gab er sich auch während der Marokkokrise 1911 den Anschein kühler Objektivität zwischen den streitenden Teilen. Gleichzeitig stellten sich zwischen ihm und dem deutschen Botschafter Tschirschky persönliche Mißhelligkeiten ein, über welche die Presse des Dreiverbandes frohlockend berichtete. Indessen war Lehrenthal weit davon entfernt, von Deutschland abzurücken; die Äußerungen seiner üblen Laune waren eher die Folge der ihn bereits quälenden Krankheit. Auch legte er immer größeren Wert darauf, mehr gefürchtet als geliebt zu werden. Würde die marokkanische Angelegenheit zu einem Zusammenstoße geführt haben, so hätte auch er für die Erfüllung der Bündnispflichten Osterreich-Ungarns gesorgt.

Seine Balkanpolitik blieb konservativ; auch mit Serbien stellte sich ein erträgliches Verhältnis her, so daß zuerst mit Rumänien, dann auch mit Serbien ein Handelsvertrag geschlossen wurde. Lehrenthal machte auch keine Schwierigkeit, als Fürst Nikolaus von Monte-

negro am 29. August 1910 die Königswürde annahm, schon deshalb, weil der neue König damit als Nebenbuhler des Hauses Karageorgewić auftrat. Daneben behielt Aehrenthal, wenn sich die Türkenherrschaft nicht halten sollte, die Autonomie Albaniens im Auge. Daraus ergab sich aber die Unmöglichkeit größeren Entgegenkommens an das Belgrader Kabinett. Dieses stellte 1910 in Wien die Anfrage, ob die Ausdehnung des serbischen Gebietes nach Südwesten, nach Altserbien zu, von Österreich-Ungarn zugelassen werden würde. Der serbische Minister des Außeren, Milovanović, gewirgt durch die unangenehmen Erfahrungen im Annegionsstreite, versuchte es diesmal mit einer Verständigung mit Österreich-Ungarn. Aehrenthal wollte sich aber nicht in eine Verabredung über die Zerlegung der Türkei einlassen; auch war die Absicht Serbiens auf Gebiete gerichtet, die zum Teile von Albanesen bewohnt waren, und deren Preisgebung war nicht nach seinem Sinne. Milovanović überzeugte sich, daß das Wiener Kabinett ein unabhängiges und möglichst ausgedehntes Albanien zu schaffen beabsichtigte, was sich mit dem serbischen Vergrößerungsplane nicht vertrug. Der Albanesen nahm sich Aehrenthal auch an, als die türkische Regierung so unklug war, sie durch zentralistische Maßregeln zu reizen; Serbien aber, das die Hoffnung aufgeben mußte, sich mit Hilfe Österreich-Ungarns auszudehnen, spann sich immer tiefer in Feindschaft und Bündnisse gegen dieses Reich ein.

Wie ernst es Aehrenthal mit dem Dreibunde nahm, bekundete seine Politik anlässlich der tripolititanischen Unternehmung. Gleich der deutschen Regierung stand er zu Italien und wehrte jede Feindseligkeit gegen den Bundesgenossen ab. Wohl veranlaßte er das römische Kabinett, die italienischen Kriegsschiffe von der albanischen Küste und von Saloniki zurückzuziehen, sonst aber ließ er Italien gewähren. Darob geriet er in Gegensatz zum Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand und noch mehr zum Chef des Generalstabes, Freiherrn Conrad von Hötzendorf.

Das war aber nicht der einzige Streitpunkt zwischen dem Minister des Außeren und dem Thronfolger, der sich in den letzten Lebensjahren Aehrenthals dessen Gegnern zugesellte und ihm aufs schroffste seine Abneigung zu erkennen gab. Die nächste Ursache war die tiefe Unzu-

friedenheit des Erzherzogs Franz Ferdinand mit der Nachgiebigkeit Lehrenthals gegen das nach Unabhängigkeit strebende Ungarn. Er war der Ansicht, der Versuch, die Magyaren durch nationale Zugeständnisse zu gewinnen, sei hoffnungslos, sie würden dadurch nur ermutigt, mehr zu verlangen. Als die Minister des Kaisers im Jahre 1909, um die Vermehrung der jährlichen Rekrutenzahl zu erwirken, in der Frage der deutschen Dienst- und Kommandosprache nachzugeben rieten, trat der Thronfolger mit seinem Einspruch hervor, stimmte den Kaiser um und grollte den Ministern des Auzeren und des Krieges, weil sie sich nicht in die Bresche gestellt hatten. Er drohte damals mit der Niederlegung seiner militärischen Stellen und wendete damit den nächsten Schritt zur Zweiteilung der Armee ab. Dem Kriegsmminister Schönauich gab er sein Mißfallen so schroff zu erkennen, daß dieser 1911 zurücktreten mußte. Als die ungarische Regierung verlangte, daß dessen Nachfolger Aussenberg einfach zum Kriegsmminister und nicht, wie es bisher Brauch gewesen, zum Reichskriegsmminister ernannt werde, sah der Thronfolger darin einen neuen Vorstoß gegen den Einheitscharakter des Reiches¹⁾. Seinem Widerspruche wurde jedoch zu seinem tiefem Anmut nicht stattgegeben; unter seinen Papieren befindet sich aber eine vom Oktober 1911 datierte Erklärung, er mißbillige die Aenderung und werde, zur Regierung gelangt, den früheren Titel wieder herstellen. Von Lehrenthal hatte er sich bei dessen Eintritt ins Amt eines anderen versehen: auch dieser also wich, wenn gleich nur in einer Formfrage, dem von den Magyaren geübten Drucke und war somit nicht sein Mann.

Ernstere Folgen hatte die Meinungsverschiedenheit über die äußere Politik. Auch über sie hatte der Erzherzog eine bestimmte Auffassung, der er seiner Natur entsprechend mit leidenschaftlicher Hestigkeit Geltung zu verschaffen bemüht war.

Der Kern war: er wünschte in den Jahren vor dem Balkankriege die Herstellung des Einvernehmens mit Rußland, dagegen die kriegerische Abrechnung mit dem österreicherische Gebiete begehrenden Italien. Und

¹⁾ Vgl. Aussenberg-Romarow, „Aus Österreichs Höhe und Niedergang“, 1921, S. 152.

wer möchte bezweifeln, daß er auf der richtigen Fährte war, wenn er den lebensgefährlichen Zusammenstoß mit Rußland vermeiden wollte, wenn er einen Ausgleich der beiderseitigen Interessen auf der Balkanhalbinsel anstrebte. Auf der anderen Seite drängte er mit Ungeßüm darauf, Italien eine Lektion zu erteilen, um es nicht erstarken zu lassen und ihm die Lust nach dem Besitze von Triest und Orient für immer zu nehmen. Damit geriet er in Gegensatz zu Lehrenthal, der Rußland durch seine bosnische Politik tief verletzt hatte und gerade deshalb auf das Festhalten Italiens beim Bunde der Mittelmächte den größten Wert legte. Nur widerstrebend gab der Erzherzog 1908 seine Zustimmung zur Einverleibung Bosniens und ward nicht müde, zur Gutmachung des daraus erwachsenen Schadens zu mahnen. Im Mittelpunkt seines Systems stand aber sein Mißtrauen gegen Italien, wo die irredentistischen Treibereien seit 1908 einen bedrohlichen Umfang annahmen. Jede dieser Kundgebungen erregte ihm die Galle und er tadelte es bitter, daß die österreichische Regierung Italien trotzdem mit Samthandschuhen anfaßte. Sie ging in ihrer Rücksicht so weit, daß sie auf Wunsch des italienischen Botschafters die Ausstellung eines Panoramas der Seeschlacht von Lissa nur unter der Bedingung gestattete, daß der Name der Schlacht nicht genannt, die Erinnerung an die Niederlage der Italiener nicht wachgerufen werde. Solche Vorkommnisse reizten den temperamentvollen Prinzen zu Zornesausbrüchen. Er und Generalstabschef Conrad wiesen darauf hin, daß Italien sich durch Festungsbauten und Truppenansammlungen im Nordosten zum Kriege gegen Österreich-Ungarn rüstete. Gerade zu Beginn der Tripolis-Unternehmung kam der österreichische Generalstab zur Kenntnis eines zwingenden Beweises, daß der vermeintliche Bundesgenosse während der bosnischen Krise alles zur Mobilmachung gegen Österreich-Ungarn vorbereitet hatte. Auf den gedruckten Blättern, durch welche die italienischen Reservisten 1911 zur Fahne berufen wurden, befand sich nämlich ursprünglich die Jahreszahl 1908, die in aller Eile ausgelöscht war, als man nach drei Jahren wirklich mobil machte. Conrad legte das Blatt dem Kaiser vor und zog daraus den Schluß, daß er recht

gehabt hatte, schon 1907 zum Vorbeugungskriege gegen Italien zu mahnen und seinen Rat während der bosnischen Krise zu wiederholen¹⁾.

Es war daher nur folgerichtig, daß der Chef des Generalstabes die tripolitaniſche Verwicklung zum Unlaſſe nahm, um den Kriegsruſ abermals ertönen zu laſſen. Jetzt ſei Italien in Afrika überbeſchäftigt, ſeine Nordgrenze läge dem Einmarſche eines öſterreichiſchen Heeres offen. Wir wiſſen, daß Conrad es für einen Grundfehler Uehrenthals hielt, nicht ſchon 1909 Serbien in einem raſchen und müheloſen Feldzuge niedergestreckt zu haben. (Band II, Seite 268.) Seither war die Entzweiung zwiſchen den beiden Männern biß zur perſönlichen Bitterkeit gediehen. Schon einige Monate vor dem Ultimatum Italiens an die Pforte brach ihr Zwiſt mit einer Heftigkeit aus, die ein Zusammenwirken nur ſchwer zuließ. Conrad fand damals, der öſterreichiſche Botſchafter Mérey in Rom zeige der italieniſchen Regierung ein der Würde der habſburgiſchen Monarchie nicht entſprechendes Entgegenkommen. Einmal verlangte Mérey (Mai 1911), der öſterreichiſche Generalſtab ſolle in der Entſendung von Spionen nach Italien vorſichtiger ſein, da, wie er ſchrieb, ſonſt die Langmut der italieniſchen Regierung zu Ende gehen und ſie amtliche Beſchwerde erheben werde. Darauf legte Conrad dem Kaiſer eine Liſte von 18 feſtgenommenen und abgeurteilten italieniſchen Spionen vor, während die Italiener in derſelben Zeit nur drei Öſterreicher zu Gefangenen gemacht hätten; als Soldat brauche er keine Belehrung über die pflichtgemäße Vorſorge zur Sicherung des Reiches gegen feindliche Anſchläge; in Méreys Händen ſei die Vertretung Öſterreichs ſchlecht aufgehoben. Darauf nahm Uehrenthal den Botſchafter als einen der fähigſten und gewiſſenhafteten Diplomaten des Staates in Schutz und verbat ſich mit kaum zu überbietender Schärfe Conrads Einmiſchung in die auswärtigen Geſchäfte. Der Chef des Generalſtabes blieb die Antwort nicht ſchuldig, ſo daß der Kaiſer eingreifen mußte und durch ſeinen Generaladjutanten Volfrac den Streit ſoweit ſchlichten ließ, daß die zwei Männer eben noch nebeneinander im Amte bleiben konnten.

¹⁾ A. F. Pribram, Der Kampf Conrad—Uehrenthal („Öſterreichiſche Rundſchau“ 1920, Auguſtheft).

Das war aber nur das Vorspiel zum unabwendbaren Bruche. Nach dem Ultimatum Italiens an die Türkei vom 28. September reifte der persönliche Gegensatz zu einem grundsätzlichen aus, bei dem die Lebensfragen des Reiches im Spiele waren. Die beiden Männer, jeder in seiner Art hervorragend, stellten den Kaiser vor die Wahl, mit dem einen seine bisherige Friedens- und Bündnispolitik fortzusetzen oder sich des anderen bei dem Waffengange gegen Italien zu bedienen. In bemerkenswerten Denkschriften legten sie ihre nicht zu vereinbarenden Auffassungen nieder.

In einem im November 1911 dem Kaiser erstatteten Vortrage, mit zahlreichen, die militärischen Verhältnisse behandelnden Beilagen, faßte Conrad noch einmal die Gründe zusammen, die nach seiner Ansicht für den Krieg gegen Italien und gleichzeitig gegen Serbien sprachen. Er setzte auseinander, daß Österreich-Ungarn, je länger es die Entscheidung hinauschiebe, unter um so ungünstigeren Umständen den Kampf um sein Dasein werden führen müssen. Denn außer an der Grenze Deutschlands sei es rings von Feinden umgeben; ließe man diesen Zeit sich zu vereinigen, verbände sich Rußland mit Italien und den Südslawen und gar mit Rumänien zu einem Angriffe, so wäre das Reich vor eine unlösbare militärische Aufgabe gestellt. Einem solchen Kriege sei es nicht gewachsen. Conrad zog aber daraus nicht den Schluß, daß die Diplomatie den Zusammenstoß verhindern, sondern den, daß das Reich dem Unheil durch einen gegen die schwächeren Gegner gerichteten Vorbeugungskrieg zuvorkommen müsse. Insofern hat die Denkschrift etwas gewaltsames und überspanntes, denn es drängt sich die Frage auf, ob denn die rings lauern den Feinde es der Monarchie gestattet hätten, Teilkriege zu führen, ob sie sich nicht vielmehr zusammengefunden haben würden, um Österreich-Ungarn zwischen die Zange zu nehmen.

Darauf gibt Conrad die Antwort, daß es die Hauptaufgabe der Diplomatie wäre, einen Ausgleich zwischen Österreich und Rußland herbeizuführen. Denn es fehle, so behauptete er, jeder Interessengegensatz zwischen den zwei Mächten. Er führt einen Hieb gegen Lehrenthal,

indem er hervorhebt, die Beziehungen zu Rußland hätten sich in letzter Zeit aus politisch=persönlichen Gründen verschlechtert. Aus dem Entwurfe der Denkschrift ersieht man, wie darin durch ausführliche Zusätze der Gedanke einer Verständigung mit Rußland immer schärfer herausgearbeitet wurde. Ohne dieses Einvernehmen war der von ihm empfohlene Krieg gegen Italien und Serbien doch das gefährlichste Abenteuer.

Das Gewagte der Beweisführung Conrads liegt darin, daß er auf die Neutralität Frankreichs und Englands rechnete, falls Rußland sich dennoch an die Seite Italiens und Serbiens stellen sollte; dann aber, daß er nicht abwarten wollte, bis Rußland — etwa durch Überlassung des Bosphorus — begünstigt und abgefunden wäre, sondern unmittelbar auf das Zuschlagen gegen Süden und Südosten drang. Noch sei Rußland nicht genügend gerüstet, auch durch das bundestreue Deutschland im Zaume gehalten. Überdies seien die Kräfte Italiens in Tripolis gebunden, also Osterreich=Ungarn ihm und gleichzeitig auch den zwei südslawischen Königreichen militärisch überlegen. So könnte die Monarchie zunächst diese drei Feinde erledigen. Warte man zu, so werde Italien die nächste Gelegenheit benützen, um über Osterreich=Ungarn herzufallen; das Bündnis — Conrad setzt das Wort unter Anführungszeichen — sei innerlich unwahr und unaufrichtig, wie es nie eines in der Weltgeschichte gegeben habe. Durch einen Sieg sei Italien dauernd zu schwächen; selbst wenn man ihm auch nicht Venedig abnehmen könnte, so sollte man wenigstens das Land bis zum Tagliamento und ebenso die militärisch wichtigen Grenzstreifen an der kärntnerischen Grenze in Besitz nehmen; Serbien aber müßte der habsburgischen Monarchie vollständig einverleibt werden, da es sonst immer deren südslawische Provinzen in Aufruhr zu setzen bestrebt sein werde. Auch mit dem Zeitpunkte des zu führenden Krieges beschäftigt sich die Denkschrift. Alle Anzeichen sprächen dafür, daß Italien an der Wende der Jahre 1912 auf 1913 mit den Vorbereitungen eines Krieges gegen Osterreich=Ungarn fertig zu sein gedenke. Sonach hätte Osterreich=Ungarn im Frühjahr 1912 loszubrechen.

Es wurde Mehrenthal nicht schwer, die Schwächen dieses Gedankenbaues nachzuweisen. Er legte dem ohnedies vom Herzen ihm zustimmenden Kaiser dar, daß ein Überfall auf den langjährigen Bundesgenossen ein unentschuldbarer Treubruch wäre; um den guten Ruf des Wiener Kabinetts wäre es dann geschehen. Er warnte auch vor den politischen Irrtümern in der Rechnung des Generalstabschefs. Es sei wahrscheinlich, daß Rußland sich der südslawischen Staaten annehmen und um Serbiens willen in den Kampf eingreifen werde. Dann wäre der allgemeine Krieg in Europa entfesselt. Denn Conrads Annahme, England und Frankreich würden bei einem Zusammenstoße der slawischen Welt gegen Mitteleuropa neutral bleiben, sei höchst gewagt. Ueberhaupt böte er durch seine Ausführungen den Beweis seiner Unvertraulichkeit mit der äußeren Politik. Eine derartige Einmischung des Chefs des Generalstabs sei unstatthaft und führe zu Reibungen mit dem Minister des Aeußeren, was eine Klärung der Lage notwendig mache. Sache des Generalstabs sei es, die Vorbereitungen für einen etwa notwendigen Krieg zu treffen. Conrad gehe über diese Obliegenheiten hinaus, indem er der äußeren Politik die Wege weise¹⁾.

Die Ansichten standen sich so schroff gegenüber, daß der Kaiser die Wahl zwischen seinen zwei vornehmsten Gehilfen treffen mußte. Er schwankte keinen Augenblick, da er den Bruch des Bündnisses mit Italien aus sittlichen wie aus politischen Gründen weit von sich wies. In einer kurzen Audienz kündigte er Conrad an, daß er ihm eine andere Verwendung geben müsse; am 1. Dezember erfloß in ehrenvollen Formen das kaiserliche Handschreiben mit der Enthebung vom Amte. Conrad erhielt eine rein militärische Stellung als Armeeeinspektor, und Italien wurde darüber beruhigt, daß Franz Josef seiner Bündnispflicht treu bleiben werde. Noch im Winter auf 1912 begannen die Verhandlungen zwischen Wien, Berlin und Rom über die Verlängerung des Dreibundes, die später, am 5. Dezember 1912, erfolgte²⁾.

Mehrenthal gab sich keiner Täuschung über die innere Unwahrheit

¹⁾ A. F. Pribram, Konflikt Conrad—Mehrenthal, I. c. S. 113ff.

²⁾ A. F. Pribram, „Die Geheimverträge“, I. c. S. 268ff.

des Bündnisses hin; er war aber der Ansicht, es sei noch immer besser, Italien an dem, wenn auch dünnen Faden des Bundes festzuhalten, als es in das feindliche Lager zu treiben. Das sah Erzherzog Franz Ferdinand auch später ein, wenn er auch den Wert des Bündnisses niedriger einschätzte, als der von ihm bekämpfte Minister. Er ließ nach dem Siege der Friedenspolitik versichern, daß er nicht den Krieg gewollt, aber gewünscht hätte, das Wiener Kabinett solle die tripolitaniſche Verwicklung dazu benützen, Italien zum völligen Verzicht auf Albanien und zur Niederhaltung der irredentistischen Treibereien zu bestimmen. Außerdem ließ er mit besonderem Nachdrucke in der Presse erklären, ihm läge es ungeachtet seiner gut katholischen Gesinnung ferne, auf die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes hinzuwirken, wie man ihm zumutete; er beurteile das Verhältnis zu Italien nur unter dem österreichisch-patriotischen Gesichtspunkte¹⁾.

Lehrenthal errang seinen letzten Erfolg als ein dem Tode geweihter Mann. Eine unheilbare Krankheit, Leukämie, die Zersetzung der roten Blutkörperchen, zehrte seit längerer Zeit seine Kraft auf. Aber sein Wille war so fest wie früher und es ist etwas Großes, wie er zur rechten Zeit sein Haus bestellte. Er legte die Richtlinien seiner Politik in einer Denkschrift nieder, von der er je eine Abschrift für den Kaiser, den Thronfolger und das Archiv seines Ministeriums bestimmte. Als Schwerkranker hat er um seine Entlassung, sorgte aber noch für die Bestellung eines Nachfolgers, der die Geschäfte in seinem Sinne führen sollte. Ihm lag, wie seine Freunde behaupteten, am Herzen, zu verhindern, daß ihm ein Mann von der Richtung des Thronfolgers, etwa Graf Czernin, folge. Es heißt, daß der Erzherzog seinerseits den Freiherrn von Burian und den Botschafter in Paris, Grafen Szécsen,

¹⁾ Über die Ansichten des Thronfolgers belehrt man sich aus dem Buche von Leopold Freiherrn von Chlumetz, „Die Agonie des Dreibunds“, Wien 1915. Diese Arbeit ist eine Sammlung von Aufsätzen, die Chlumetz, im Vertrauen des Erzherzogs stehend, zwischen 1906 und 1915 veröffentlichte; auf Seite 201—280 wird die Politik des letzteren im Gegensatz zu der Lehrenthals dargelegt. Der Verfasser sagte mit großer Klarheit durch Jahre vorher, daß sich Italien den Gegnern des Dreibunds zugesellen werde. Vgl. auch Ch. von Sosnoff, „Die Balkanpolitik Österreich-Ungarns seit 1866“, II. Band, S. 247—252.

ablehnte, mit welchem letzterem der Kaiser tatsächlich selbst über den Eintritt in das auswärtige Amt verhandelt hatte. Man einigte sich endlich auf den Grafen Berchtold, Botschafter in Petersburg, der aber dem Kaiser vorstellte, die Bürde wäre für seine Schultern zu schwer. Da er jedoch allen leitenden Personen als Minister genehm war, so bestand der Herrscher auf seiner Ernennung, die am 16. Februar 1912 kundgemacht wurde. Am Tage darauf starb Aehrenthal, 58 Jahre alt. Weshalb sein Heimgang nicht abgewartet worden war, wurde erst später bekannt und ebenso, aus welchem Beweggrunde der Minister mit der ihm eigenen Willensstärke auf seinem Rücktritte beharrt hatte.